

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 62 (1979)
Heft: 1

Artikel: Der Weise und die dreizehn Teufel
Autor: Bossart, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-412451>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Religion ein Rauschgift?

Schon Upton Sinclair schrieb ein Buch «Religion and Profit» und selbst unter Gläubigen wird wohl kaum jemand versuchen abzuleugnen, dass Religion ein famoses Geschäft ist. Den Weltrekord an Reichtum schlägt wohl der Vatikan und es wird gemunkelt, dass da religiöse Belange zurückstehen müssen hinter Börsenaussichten und dass der «Heilige Geist» sich an Waffengeschäften und ähnlichen «Anlagen» beteiligte. Aber das Geheimnis darüber ist undurchdringlicher als jenes der Drei-Einigkeit, umsomehr als keine Steuerbehörde eine Erlaubnis bekäme, mal die Bücher zu revidieren.

Allerdings sind heute viele von den grossen Religionsgemeinschaften enttäuscht und flüchten in neue Etablissements, die «Opium» verhökern, ob sie nun Maharischi oder Jim Jones in Guatemala heissen. Mit einer Hand weisen sie zum Himmel und mit der anderen sind sie in den Taschen der Hinaufstarrenden.

Warum also wird das «Opium des Volkes» nicht wie anderes Rauschgift verboten? Die Symptome sind doch dieselben, man nimmt sie um schöne Illusionen (oder auch Angstgefühle) zu bekommen, während die Händler hohe Profite einstecken. Wie anderes Rauschgift hält auch die Religion, solange die Illusionen anhalten, die Süchtigen still und befriedigt und die Herrschenden können gefahrlos drauflos regieren. Die logische Folgerung wäre also, dass man alle anderen Rauschgifte ebenfalls freigeben, ja, sogar anpreisen müsste. Ebenso lässt sich nicht begreifen, warum «Schwarze Magie» und allerhand sogen. Aberglauben als unstatthaft erklärt werden, wo doch, was als «Glaube» angepriesen wird, zum grössten Teil aus altem Aberglauben-Material besteht.

Und es gibt dazu noch Religionsersatz wie, in erster Linie, der bezahlte Massensport, der zu Ausschreitungen und im internationalen Ausmass zu Nationalismus führt. Ob dieser oder jener Klub gewonnen hat, hat auf die Existenz der Nation wie des Einzelnen überhaupt keinen Einfluss — auch nicht auf die Lebensmittelpreise. Aber die Ueberschätzung solcher Spielgewinne lenkt die Massen von Politik und wichtigeren Ueberlegungen ab.

Zwischen Religion und den übrigen Rauschgiften besteht allerdings ein grosser Unterschied, der jene gefährlicher macht als alle anderen zusammen: die Diktatur, die es den Opium-süchtigen gestattet, ihre Mitbürger zu gewissen Tabus zu nötigen. Die Religion mit ihren veralteten Vorschriften stellt sich jedem Fortschritt entschieden in den Weg, ob es sich jetzt um Abtreibung, Empfängnisverhütung,

Scheidung, Euthanasie (Freitod) oder was immer handelt. Eine Regierung, die nicht für ihre besonderen Zwecke eine apathische, apolitische Masse brauchte, müsste diese religiöse Diktatur verbieten; nicht die Religion, aber ihr Recht anderen ihre verkalkten Ansichten aufzuoktroieren. Wir würden jene, die behaupten, sie brauchen Religion wie andere ihr Rauschgift, nicht in ihrem Traumzustand stören, wenn sie auch uns gewähren liessen, wie es uns passt. O. W.

Der Weise und die dreizehn Teufel

An einem Waldsaum, den ein bleicher Mond erhellte, sassen dreizehn Teufel. Einer von ihnen, der grösste und wohl auch älteste, erhob sich, vollführte einen Salto und setzte sich wieder zu den anderen ins Gras. Dann begann er wie zu sich selbst zu reden: «Ist es nicht seltsam, dass wir eigentlich nicht sind und nur vom frommen Glauben der Menschen leben? Kein Erdensaft pulst durch rhythmisch sich weitende Adern; wir haben weder Blut noch treibende Kraft in verborgenen Drüsen. Wozu nur taugen wir auf dieser Welt?

Nichtslinge sind wir, ohne eigenes Wesen; selbst das Rindvieh, das an uns vorüberzieht, glotzt blöde nach der Stelle, wo wir sitzen, denn nicht einmal zu einem rechten Bocksgestank hat es uns Teufeln gereicht. Unser Fell riecht schwach nach abgestandenem Weihrauch und nach dem Muff verstaubter Kathedralen. Es ist wohl an der Zeit, dass einer kommt, der uns von diesem Scheindasein erlöst».

Da fügte es sich, dass ein Mönch, barhäuptig, mit brauner Kutte und Sandalen, des Weges kam. Als er die dreizehn Teufel sah, schlug er ein Kreuz und rief: «Weiche von mir, du Höllenbrut, dass meine Seele nicht in Versuchung falle!» Und siehe da, die Teufel wichen zwei Schritte zurück; doch indem sie sich zurückzogen, blähten sich ihre Gestalten mächtig auf. Gross wie Bären standen sie da und mit gewaltig aufgequollenen Bäuchen, als hätte jeder von ihnen ein ganzes Lamm gefressen. Indes, sie rülpsten, als ob sie Luft in ihren Mägen hätten. Sie waren der Gebete voll, die des Mönches fromme Seele wider ihre Gegenwart gesprochen

hatte. Also rülpsten sie, nachdem sie sich zu einem Kreis geschlossen hatten, ein zweites und ein drittes Mal so laut sie konnten, worauf der grösste und älteste von ihnen ein garstiges Lied anstimmte:

Wir sind die Teufel von Volkes

Gnaden,

wir mästen uns vom Glauben,
denn seinen grausen Höllenspuk
lässt sich der Christ nicht rauben.

Die Nachtfrau brachte uns zur Welt,
wir waren dreizehn Knaben,
denn dass der Teufel euch gefall',
muss er vom Mann 'was haben.

Wir zwicken fescche Mägdelein
beim Kirchgang in die Waden
und stehlen ihrem Pfarrer flugs
das Brot aus güldnen Laden.
Wir treiben unsern Schabernack
mit vielen hohen Herrn.

Schon mancher liess dabei den Frack
mit Orden und mit Stern.

Wir sind des Schläfers Traum-
gestalten,

der Menschenseele Schattenstück.

Verdammt, im Geisterreich zu walten,
ruft uns des Nachts die Angst zurück.»

Bei diesem lästerlichen Gesang bekreuzigte sich der Mönch aufs neue und viele Male nacheinander, derweil er eiligen Schrittes das Weite suchte. Doch da geschah es, dass ein Weiser einherkam und sich der mondbeschiedenen Waldlichtung näherte. Als er die dreizehn Teufel gewahrte, rief er aus: «Treff ich euch wieder, ihr Taugenichtse! Euch will ich's heute geben, dass ihr allesamt den Morgen nicht erleben werdet!» Damit packte er den ersten Teufel am zottigen Arm, nannte ihn bei seinem Namen und hiess ihn, am weissen Brot der Erkenntnis zu riechen. Und als der Teufel daran gerochen hatte, schrumpfte

sein Leib zu einem leeren Balg zusammen, der sich alsogleich in nichts auflöste. So verfuhr der Weise der Reihe nach mit allen dreizehn Teufeln. Sie lösten sich auf in nichts und wurden fortan nicht mehr gesehen. Des Volkes aber bemächtigte sich ei-

ne tiefe Unruhe, denn die Leute waren es gewohnt, ihre eigenen Fehler und das eigene Ungenügen dem Teufel anzuhängen. Es widerstrebte ihnen von ganzem Herzen, mit dem spitzen Zeigefinger auf die eigene Brust zu weisen.

Adolf Bossart

fliegt Christus zum Himmel. Göttersöhne, Halbgötter, Gottmenschen sind sie beide. Doch die Vermengung mit jüdischen, orientalischen und speziell paulinischen Mythen macht den christlichen Gottessohn vieldeutig.

Wenn der jüdische Nationalgott Jahve von sich sagt, er habe seinen Sohn aus Aegypten geführt, so ist damit eindeutig das auserwählte Volk Israel gemeint. Die christliche Theologie behauptet, dass unter diesem Sohn Gottes Christus gemeint sei. So wird aus der jüdischen Bibel das «Neue Testament» gemacht.

Wenn Zeus mit der Alkmene den Herakles zeugt, so ist das ein mythisches Märchen, das kein Mensch zu seiner Seligkeit glauben musste. Wenn aber der christliche Gott mit der Jungfrau Maria den Jesus zeugt, wird das Dogma der Jungfrauengeburt absurd: Der Gott macht seine Tochter — alle Menschen sind ja Kinder des lieben Gottes in den Himmeln — zu seiner eigenen Mutter. Kann ein Glaubenssatz verworrener sein?

Der klare menschliche Sinn der Göttersöhne wird im Prolog von Goethes Faust erneuert:

«Doch ihr, die echten Göttersöhne
Erfreut euch der lebendig reichen
Schöne.

Das Werdende, das ewig wirkt und
lebt,

Umfass euch mit der Liebe holden
Schranken,

Und was in schwankender Erscheinung
schwebt

Befestiget in dauernden Gedanken.

Gustav Emil Müller

Relikte

Von uns menschlichen Zweibeinern sind nicht alle gleich gut zu Fuss. Der eine nimmt es im Wettlauf noch mit einem Hasen auf, ein anderer kann sich nur noch mit Hilfe eines Krückstockes voranbewegen. Es wäre garstig, dem Hilfsbedürftigen aus dem Gebrauch der Krücke einen Vorwurf zu machen. Wer in starkem Masse religiös erzogen wurde und sich von den religiösen Bindungen nicht lösen kann, dem gibt der Glaube anstelle des fehlenden Selbstvertrauens sicherlich so etwas wie einen religiösen Halt. Und auch hier gilt, dass man einem solchen Menschen nicht seinen

Göttersöhne

In verschiedenen Mythologien sind Göttersöhne gang und gäb. Bei den Griechen ist der Urmythus die Bändigung der Titanen durch die olympischen Götter. Die menschlichen Vorstellungen natürlicher Unterschiede zwischen Himmel (Uranos), Erde (Gaia), Werden (Genesis) und Zeit (Chronos) werden gestaltet, geformt, durchwaltet von immerwährenden, unsterblichen Ordnungen und Wertbegriffen, die dem Geist, der Vernunft einsichtig, «intelligibel» sind. In der Philosophie werden sie gedacht; in Dichtung und Kunst werden sie der Fantasie verpersönlicht vorgestellt. In dieser Religion der Schönheit, wie Hegel sagt, werden von ihnen Sagen erfunden und erzählt. Die Einbildungskraft schaltet frei mit ihnen. Sie spielt mit den göttlichen Gestalten. Sie sind keine zu glaubenden Dogmen. Schon Homer, nicht erst Aritophanes, macht sich lustig über sie; wie wenn Hephaistos, der Gott aller mechanischen Künste, den Kriegsgott Ares (Mars) und die Göttin der Schönheit und der Liebe, Aphrodite (Venus) im Geschlechtsverkehr ertappt und das Paar in einem Netz einspinnt, und dem Gelächter der andern Götter preisgibt. Hephaistos ist der göttliche Namen für überall geltende mechanische Gesetze und Sachverhalte. Ares ist der «Vater aller Dinge» (Herakleitos): überall, in Natur und Geschichte, gibt es Gewaltveränderungen; dieser universale Sachverhalt ändert sich nicht. Aphrodite, die Liebe, ist ebenfalls der göttliche Name für die universale Macht der Anziehung und Vereinigung. Zeus, «der Vater der Götter und Menschen», vertritt die unverletzliche Idee einer allgemeinen Ordnung, welche verhindert, dass die vielen andern Götter ihre begrenzten Wirkbereiche überschreiten und sich als allmächtig aufspreizen. Der Sonnengott Helios Apollo macht durch sein Licht die Welt sichtbar und ist deshalb auch der Gott klarer Formen und geistiger

Erleuchtung. Deshalb wurde Platon — und damit kommen wir zu unserem Thema — wegen der Schönheit seiner Mythen, seiner dichterischen Anschaulichkeit und wegen der Klarheit seiner Gedanken «Sohn Apollos» genannt. Pallas Athene, die Göttin der Selbsterkenntnis und Selbstbeherrschung ermöglicht die vernünftig und gerecht geordnete Gemeinschaft (polis). Im ersten Gesang der Ilias erscheint sie in dieser Rolle dem Göttersohn Achilles — seine Mutter ist die Meeresgöttin Thetis, sein Vater der König Peleus; Achilles fühlt sich durch Agamemnon in seiner Ehre gekränkt und will Agamemnon erstechen: aber als «er sein gewaltiges Schwert schon zückte, da nahte Athene ... hinter ihn trat sie, ihm allein sich enthüllend ... und Achilles erschrak und wandte sich.»

Der sittliche Entschluss der Selbstbeherrschung ist zugleich göttlicher Beistand.

Der Mensch ist der titanischen, «irrationalen» Unvernunft preisgegeben; aber er hat auch Anteil an der olympischen, «rationalen» Ordnung. Das ist die Weltanschauung, wie sie im homerischen Gedicht anschaulich gestaltet ist. Hegel sagt darüber: «Wir finden die Welt dieser Gedichte in der schönen Schweben zwischen Geist und Natur.» (Werke, Frommann XI. 296)

Wollte nun also Paulus sein Christentum den Griechen mundgerecht machen, musste er ihnen einen verzehrbaren Göttersohn aufwarten. Aber verbunden mit seinen jüdischen Voraussetzungen, war sein Christus nicht ein Sohn Gottes, sondern der einzige Sohn Gottes; Herakles ist ein mythischer Verwandter. Herakles ist der Sohn des Zeus und der Königin Alkmene, die mit König Amphytrion vermählt ist. Heinrich Kleist und andere haben diese Sage dramatisiert. Christus aufersteht wie Herakles nach einem gewaltsamen Tode. Wie Herakles den Höllenhund Cerberus bindet, so steigt Christus in die Hölle, um den Teufel zu besiegen. Wie Herakles